



PFERD STATT KRANKENWAGEN

Nach stundenlangem Ritt erreicht die betagte Indio-Frau erschöpft das Hospital Diospi Suyana – in der Hoffnung auf medizinische Hilfe.

Pflege im „Armenhaus Perus“

Kathedrale der Liebe – so wird das **Missionshospital Diospi Suyana** oft genannt. Es liegt auf 2.650 Meter Höhe in den Anden. Dort werden Indios medizinisch auf hohem Niveau betreut. Die Pflegenden Marit Weilbach spricht über ihre Arbeit im Reich der Inka.

Antroferno liegt auf dem Lehm-boden einer kleinen Berghütte in der Nähe des Weltkulturerbes Machu Picchu. Seinen ausgezehrten Körper bedecken offene Geschwüre, die sich infiziert haben und unerträglich stinken. Eltern und Geschwister haben den 27-Jährigen aufgegeben, warten auf den Tod des querschnittgelähmten jungen Mannes. Als ihn seine Cousine während eines Besuchs seit langem wieder sieht, ist sie schockiert: „So lebt ja nicht einmal ein Tier.“ Sie bringt ihn nach Curahuasi ins

Missionshospital. Dort wird er von der deutschen Pflegenden Marit Weilbach aufgenommen. „Antroferno war in einer schrecklichen Verfassung. Wir wussten nicht, ob er durchkommt“, berichtet sie. Jetzt, ein halbes Jahr später, sind seine Wunden verheilt. Dank regelmäßiger Mahlzeiten und Vitamingaben geht es ihm erheblich besser. Außerdem kann er sich in seinem neuen Rollstuhl selbstständig bewegen. „In acht Tagen wird er entlassen“, freut sich die 24-Jährige, „er ist jetzt ein fröhlicher junger Mann, der gerne liest.

Auch das hat er hier gelernt.“ Einem Schicksal wie dem von Antroferno begegnen die Pflegenden hier häufig.

Eine vermeintliche Idylle

Marit Weilbach ist eine von 100 Mitarbeitern des Krankenhauses Diospi Suyana. Nach ihrer Ausbildung zur Gesundheits- und Krankenpflegenden und zweijähriger Arbeit in der Pflege in einem Zwickauer Krankenhaus las die junge Frau einen Artikel über das Missionshospital in den Anden, für das dringend ehrenamtliche Mitarbeiter ge-

sucht wurden. Sofort war ihr Interesse geweckt; sie bewarb sich für einen zwei-jährigen Einsatz. Dann ging alles schnell: Wenige Wochen später, im November 2006, reiste Marit Weilbach zu den Quechua-Indianern. Sie flog zunächst nach Lima, von dort aus ging es weiter ins 1.000 Kilometer entfernte Curahuasi, direkt an der Panamericana. „Die Landschaft war wunderschön, alles grün. Die Anisfelder haben geblüht, die Indianer saßen vor ihren Hütten“, beschreibt sie ihre ersten Eindrücke. Doch sehr schnell erkannte sie, wie arm die Menschen dort sind. Sie leben in Lehmhütten ohne Fenster, Fußboden, Möbel, ohne Strom und fließend Wasser. Sanitäre Anlagen und medizinische Versorgung gibt es kaum. „Obwohl ich wusste, was mich erwartet, hat mich die Armut dieser Menschen betroffen gemacht“, sagt die Pflegende. „Ich hatte in meinen zwei Koffern mehr, als die meisten in ihrem Leben besitzen.“ In Curahuasi, einer Stadt mit 25.000 Einwohnern, bezieht sie mit vier Mitarbeitern des Spitals eine kleine Hütte. Schlicht, aber ausreichend, sogar mit Fliesenboden. Ein halbes Jahr lernt sie in einer Sprachschule Spanisch. Dann beginnt ihre Arbeit in der Klinik.

Das Spital im „Armenhaus Perus“

In Peru leben 13 Millionen Berglandindianer, 82 Prozent davon unter der Armutsgrenze. Sie verdienen zwei Dollar pro Tag mit dem Anbau von Anis. Alkohol und Drogenmissbrauch sind existenzielle Probleme. Die Menschen sterben an Krankheiten, die sehr leicht zu behandeln wären. Auf 10.000 Einwohner kommen in der Region 2,8 Ärzte, in Deutschland sind es 33. In den peruanischen Anden, dem sogenannten „Armenhaus Perus“, steht das Missionskrankenhaus Diospi Suyana. Es ist ein umfangreicher Gebäudekomplex auf einem 35.000 Quadratmeter großen Gelände, was fünf Fußballfeldern entspricht. Dort wird den Quechua-Indianern, Nachfahren der Inkas, eine medizinische Versorgung nach deutschem Standard geboten.

Das Krankenhaus ist eines der modernsten Perus. Finanziert wurde das Acht-Millionen-Projekt ausschließlich mit Spenden.

Dieses Wunder hat das Wiesbadener Ehepaar John vollbracht, das seit 2002 unermüdlich Geld sammelt. Mittlerweile ist Diospi Suyana wohl das größte deutsche Medizinprojekt mit vier Operationssälen, Intensivstation, Notaufnahme, Röntgen und CT (siehe Interview Seite 14). 60 Patienten können dort stationär versorgt werden. Die meisten Menschen werden ambulant behandelt. Insgesamt kann das Krankenhauspersonal pro Jahr rund 100.000 Menschen betreuen. „Täglich warten über hundert Männer und Frauen auf medizinische Hilfe. Wir müssen immer wieder Patienten trösten, weil wir den morgendlichen Ansturm nicht bewältigen können“, sagt Weilbach.

Die Behandlung ist nicht kostenlos. Eine Sozialarbeiterin prüft, wer welchen Beitrag leisten kann. Der Rest wird über Spenden finanziert. Auch wenn ein Patient kein Geld hat, wird er nicht abgewiesen.

»ALS ICH IN PERU ANKAM, HATTE ICH IN MEINEM GEPÄCK MEHR, ALS DIE MEISTEN HIER IN IHREM LEBEN BESITZEN.«



MACHU PICCHU

ist weltberühmt. Dass 82 Prozent der Indios unter der Armutsgrenze leben und kaum je einen Arzt sehen, ist weniger bekannt. Das Missionskrankenhaus Diospi Suyana kümmert sich um diese Menschen und ist gleichzeitig eines der modernsten in Peru. Es gibt vier Operationssäle und sogar ein CT.



50 Prozent leiden unter Parasiten

Der Alltag in der Klinik ähnelt dem in Deutschland sehr. Abläufe, Arbeitszeiten und Standards sind der Situation in Peru angepasst. Allerdings werden die Pflegenden mit ganz anderen Krankheitsbildern konfrontiert. „Während in Deutschland die meisten an Wohlstandserkrankungen wie Hypertonie und Diabetes leiden, machen den Menschen in Peru Tuberkulose, Unterernährung, Pneumonien und Magen-Darm-Infektionen durch Parasiten zu schaffen“, erklärt die Pflegende. Vor allem Spulwürmer sind ein großes Problem. 50 Prozent der Peruaner sind von ihnen befallen. Weilbach sah ein Exemplar dieser Parasiten zum ersten Mal in der peruanischen Klinik: Maria Concepción war eine typische Quechua-Indianerin: klein und abgemagert mit einem vom Wetter gegerbten Gesicht. Ihr

linkes Bein, wegen einer arteriellen Verschlusskrankheit bereits schwarz, musste amputiert werden. Nach der Operation lag Maria Concepción erschöpft und appetitlos im Bett und hustete immerzu. Schließlich würgte sie angestrengt einen 30 Zentimeter langen Spulwurm heraus, der sich am Boden kringelte. „Das war natürlich abstoßend“, so die Pflegende, „aber wie schlimm muss das erst für die Patientin gewesen sein.“ Die schlechten hygienischen Bedingungen in den Andendörfern begünstigen das Auftreten von Spulwürmern oder *Ascaris lumbricoides*. Die Infektion mit den Würmern erfolgt oral zum Beispiel durch verunreinigte Nahrung. Die Erkrankung beeinträchtigt die Gesundheit der Menschen erheblich, ist aber einfach zu bekämpfen: mit Mebendazol-Tabletten alle zwölf Stunden über drei Tage.



CNE.INTERVIEW

„Wir haben bisher mehr als acht Millionen Dollar gesammelt – das hielt niemand für möglich.“



DR. KLAUS-DIETER JOHN, 48 Jahre, Facharzt für Allgemein Chirurgie

Herr John, warum haben Sie ausgerechnet in den Anden ein Krankenhaus gebaut?

Seit 1991 waren meine Frau und ich oft in Peru und Bolivien unterwegs. Wir genossen die außergewöhnliche Natur sowie die Liebenswürdigkeit und Lebensfreude der Südamerikaner. Wir beschäftigten uns intensiv mit der Kultur der Hochlandindianer. Die Armut und die schlechte medizinische Versorgung haben uns immer sehr betroffen gemacht. 1998 gingen wir dann als Missionsärzte nach Ecuador. Dort reifte der Entschluss, in den Anden ein modernes Missionskrankenhaus zu bauen.

Wie lange hat es gedauert, bis aus Ihrer Idee Wirklichkeit wurde?

Im Januar 2002 erarbeiteten meine Frau und ich einen Projektentwurf für die Klinik. Im August desselben Jahres gründeten wir mit acht Freunden die wohltätige Organisation Diospi Suyana mit dem Ziel, ein Spital für die Quechuas zu errichten.

Anfangs hielt man unser Vorhaben für unmöglich, ja sogar für verrückt. Das war es eigentlich auch. Aber unser Glaube hat uns vorangetrieben. Wir brauchten Geld, viel Geld: mindestens sechs Millionen Dollar.

Wie haben Sie diese enorme Summe zusammengebracht?

Vier Jahre lang sind meine Frau und ich durch die Welt gereist und haben Vorträge gehalten. Wir haben in Gemeinden vorgesprochen, bei großen Firmen, einfach überall. Am Anfang lief es sehr schleppend; mittlerweile haben wir einen recht großen Unterstützerkreis aufgebaut. Viele namhafte Unternehmen sponsern uns mit Sachspenden.

Haben Sie jemals an Ihrem Vorhaben gezweifelt?

Doch, das habe ich oft. Wir haben viele Rückschläge erlitten. Immer wieder stand das Projekt auf der Kippe. Wenn aber eine Tür zuschlug, dann öffnete sich eine neue. Wir erlebten stets unglaubliche Wendungen. Diese Wunder gaben uns die Kraft weiterzumachen. Es heißt zu Recht: Der Glaube versetzt Berge. Und er baut auch Krankenhäuser. Wir vertrauen auf Gottes Hilfe. Deshalb haben wir unser Krankenhaus auch Diospi Suyana genannt. Das heißt: Wir vertrauen auf Gott.

Mit der Eröffnung des Hospitals vor eineinhalb Jahren haben Sie Ihr großes Ziel erreicht. Wie geht es weiter mit Diospi Suyana?

Wir haben noch viel vor. Zum Beispiel möchten wir gerne das Amphitheater, das zur Klinik gehört, mit Leben erfüllen, um die Menschen zu unterhalten und ihre Freizeit zu gestalten. Und natürlich wollen wir unsere medizinische Versorgung ausbauen. Das hängt ausschließlich von den Spenden ab, auf die wir dringend angewiesen sind. Wir brauchen im Monat mindestens 30.000 Euro, um das Spital zu betreiben. Dafür reise ich durch die Welt, werbe und sammle für unser Projekt. Inzwischen habe ich fast tausend Vorträge über Diospi Suyana gehalten.

Wie fühlen Sie sich in Ihrer Heimat Deutschland?

Hier dreht sich das Leben um den Wohlstand. Man macht sich derzeit wegen der „Finanzkrise“ Gedanken, auf welches Konto man sein Geld am besten transferiert oder welches Auto man sich kauft. Das sind alles keine existenziellen Fragen. Die Menschen vergessen, wie gut es ihnen geht und was das Wichtigste im Leben ist. Meine Frau, unsere drei Kinder und ich sind glücklich in Peru. Hier verwirklichen wir unseren Lebenstraum.



KLINIK MIT HOHEM STANDARD

Die Arbeit in der Klinik ähnelt der in Deutschland sehr. Die Krankheiten, mit denen die Quechua-Indianer kämpfen, sind aber ganz andere: Magen-Darm-Infektionen durch Parasiten und Tuberkulose. „Neuland“ für die deutsche Pflegende Marit Weilbach.

Andere Kultur, andere Sitten

Aber nicht nur die Krankheiten, mit denen Weilbach konfrontiert wird, sind anders, auch die Patienten verhalten sich manchmal wunderbar. Einige lehnen Infusionen ab, „weil sie dick machen“. Andere verweigern Blutentnahmen oder möchten ihre Wunden mit Urin versorgen. In diesen Situationen muss Überzeugungsarbeit geleistet werden, die den einheimischen Pflegenden am besten gelingt. Sie gewinnen leichter das Vertrauen der Patienten, vor allem weil sie deren Umgangssprache, das Quechua, beherrschen. Die peruanischen Pflegenden sind gut ausgebildet; sie haben entweder ein fünfjähriges Studium oder eine dreijährige Ausbildung absolviert. Lediglich Schulungen in Hygiene sind notwendig. Ein wichtiges Thema, auch für die Patienten. Die Pflegenden versuchen, das Bewusstsein der Bevölkerung für Körperhygiene zu wecken. „Die meisten Indios

»50 PROZENT DER INDIOS HIER LEIDEN UNTER PARASITEN, DIE SEHR LEICHT ZU BEHANDeln SIND.«

waschen sich nur ungern, besitzen weder Seife noch Zahnbürste“, erläutert Weilbach. Außerdem hat die Pflegende überrascht, wie schnell die Patienten nach OPs wieder mobil sind und darauf drängen, entlassen zu werden. Sie müssen rasch in ihre Familien zurückkehren, um auf den Feldern oder im Haus mitzuarbeiten. Bei aller Eile sind die Patienten sehr dankbar. Eine alte Quechua schrieb ins Gästebuch: „Es war gut, nicht wie ein Tier behandelt zu werden.“ Offenbar machen die Kranken in anderen Kliniken schlimme Erfahrungen. Sie sind nicht gewohnt, dass sich ihnen jemand zuwendet und sie mit Liebe und Respekt behandelt. „Dabei sind die Menschen unheimlich nett und hilfsbereit, am Anfang sind manche etwas scheu. Wenn man sie kennt, dann teilen sie alles mit einem“, sagt Weilbach. Die 24-Jährige verbringt ihre Freizeit oft mit Einheimischen: sie wandern oder gehen ins Schwimmbad.

Den Kindern etwas bieten

Sehr ans Herz gewachsen sind Weilbach die „acht Kinderclubs“, ein Projekt von Diospi Suyana. Am Anfang trafen sich etwa 15 Mädchen und Jungen zum Spielen, Malen, Basteln und Reden. Das war völlig neu für

die Kleinen – im Club konnten sie Kinder sein. Mittlerweile kommen regelmäßig über 300 junge Menschen. Marit Weilbach betreut eine Gruppe mit 14- bis 17-Jährigen. „Die Jugendlichen langweilen sich oft und verfallen dem Alkohol oder Drogen. Wir wollen ihnen zeigen, dass es auch andere Wege gibt“, sagt die Pflegende.

Alles ehrenamtlich

Bei Diospi Suyana sind 33 Ausländer, vorwiegend Deutsche, beschäftigt. Alle arbeiten ehrenamtlich. Bevor sie nach Peru reisen, müssen sie sich einen Förderkreis suchen, der die Kosten trägt. Die meisten bleiben zwei bis drei Jahre. Weilbach lebt bereits über zwei Jahre in Curahuasi. Vielleicht bleibt sie weitere 24 Monate, denn die Vorstellung, wieder in einer deutschen Klinik zu arbeiten, hat wenig Reiz für sie: „Das Leben hier ist nicht immer einfach, aber es erfüllt mich, weil ich wirklich helfen kann.“ Außerdem hat sie Freunde gefunden. „Die Peruaner sind sehr herzliche Menschen, ich habe mich hier noch nie einsam gefühlt. Die Armut ist zwar groß, aber die Menschen sind ebenso zufrieden wie wir Deutschen. Eher glücklicher.“

Simone Schwarz

CNE.INFO

Helfen Sie mit!

Diospi Suyana sucht dringend Pflegende, die zu einem Einsatz in Peru bereit sind. Voraussetzung: Sie sollten mindestens drei Jahre mitarbeiten, möglichst schon Spanisch sprechen oder es lernen wollen und gläubig sein. Nähere Informationen unter www.diospi-suyana.org oder unter Telefon: 06442 200049.

Das Krankenhaus hat einen Patientenfonds eingerichtet, in den Spenden ohne Umweg direkt an den Patienten bzw. dessen Behandlung fließen. Wenn Sie helfen möchten, richten Sie Ihre Spende an: Diospi Suyana e.V., Bank für Sozialwirtschaft Köln, Konto: 8073700, BLZ: 370 205 00.

CNE.online

Lesen Sie in unserer Auslandsbörse mehr über die Erfahrungen, die Ihre Kollegen im Ausland gemacht haben, unter anderem in Australien, Birma, Amerika und Somalia. Oder schreiben Sie uns von Ihren Erfahrungen in anderen Gesundheitssystemen unter: www.thieme.de/cne/inhalte/magazin/archiv/ausland.html

CNE.AKTION VERLOSUNG

Land und Leute

Wenn Sie mehr über die Traditionen der Inka-Nachfahren, das sagenumwobene Macchu Picchu oder den gewaltigen Amazonas erfahren möchten, bewerben Sie sich und gewinnen eines von

drei Büchern: Peru

– Im Reich der Inka.

Teilnahme unter www.thieme.de/cne/aktion mit dem Stichwort „Inka“.

Einsendeschluss:

10.3.2009

